

Christophe Myter: Wir sind da, um zuzuhören, weil viele keinen Gesprächspartner im Familienkreis finden. Das ist heutzutage eine Realität. Dann geht es darum, mit den Eltern zusammen Lösungen zu finden, wie sich die Schülerin oder der Schüler trotz nicht einfachen Umständen in der Schule weiterentwickeln kann. Es ist nicht einfach. Der Zerfall des Familienverbandes ist leider ein immer häufigeres Phänomen. Dass dies Auswirkungen auf die schulische Leistung hat, liegt auf der Hand.

Der Zerfall der Familien ist ein zentrales Problemfeld

Gerd Dönni

Ist die Problematik des zerfallenden Familienverbandes ein neues Phänomen? Gab es das früher nicht auch schon?

Gerd Dönni: Als ich vor 18 Jahren als Klassenlehrer angefangen habe, lagen die Hauptprobleme noch im rein schulischen Bereich: schlechte Noten, Stunk mit einem Lehrer, das gab es häufig. Seit drei, vier Jahren, dünkt mich, kommt ein richtiger Tsunami auf uns zu. Es gibt den Begriff der «vaterlosen Gesellschaft». Zum Teil habe ich das Gefühl, dass junge Leute, gerade aus Familien, bei denen der Vater nicht präsent ist, im Lehrer eine Ersatzfigur für den Vater sehen. Die Mutter ist halt bei alleinerziehenden Elternteilen eher beim Kind. Die Scheidungskinder suchen öfters ganz bewusst eine Vaterfigur. Nicht generell den «lieben Papa», sondern jemand, der Regeln setzt und auf die Einhaltung der Regeln drängt. Die Leute suchen Werte und klare Antworten – erhalten sie aber häufig nicht mehr. Diese Verschiebung der Probleme, so zeigen es meine Erfahrungen, ist eklatant.

Carmen Schwestermann: Die Gesellschaft hat häufig nicht mehr die Zeit, den Jungen zuzuhören, aktiv zuzuhören. Ich jedenfalls höre auch häufig einfach zu. Regelmässig kommen die gleichen Schülerinnen und Schüler bei mir vorbei und ich bin diejenige, die aktiv zuhört und meine Person einbringt. Sie suchen Leitplanken und finden diese heute zu wenig.

Sie haben von der «Ratgeber-ebene» erzählt. Gibt es auch Situationen, in denen die Mediatorin, der Mediator an

Grenzen stösst, ohnmächtig ist? Was macht man dann?

Christophe Myter: Ich habe die Ausbildung zum Mediator auch gemacht, weil ich als Klassenlehrer tatsächlich an Grenzen gestossen bin. Ab und zu musste ich mich fragen: Was soll ich jetzt machen? Ich wusste nicht, ob ich Sachen richtig oder falsch anging. Fühlte mich unsicher. Das gab den Ausschlag, Mediator zu werden. Ich wollte über Instrumente verfügen, um spezifischen Problemstellungen besser begegnen zu können.

Ziehen Sie in heiklen Fällen weitere Stellen hinzu? Psychologische oder psychiatrische Fachleute?

Carmen Schwestermann: Das kann vorkommen. Wir haben die Möglichkeit, regelmässig an Supervisionen teilzunehmen. Nicht erst wenn wir an Grenzen stossen, sondern auch wenn wir unschlüssig oder unsicher sind, ob wir zusammen mit der Schülerin oder dem Schüler uns in die richtige Richtung bewegen. Die Supervisionen werden von Fachleuten vorgenommen. Konkret ist das ZET (Anmerkung der Redaktion: Zentrum für Entwicklung und Therapie des Kindes und Jugendlichen) in Brig zu nennen. Mit den dortigen Fachleuten sitzen wir regelmässig zusammen. Vor allem bei schwerwiegenden Fällen kann man dort jederzeit Rat holen. Dann habe ich Rückendeckung und kann mich versichern, dass ich richtig reagiere.

Diese Stellen werden aber nur mit dem Einverständnis des betreffenden Schülers kontaktiert, oder?

Christophe Myter: Selbstverständlich! Wir dürfen und wollen das nicht entscheiden.

Gerd Dönni: Wobei es oft so ist: Das Problem an sich ist damit nicht gelöst. Gerade bei Familienproblematiken. Das Beste, was die jungen Leute erreichen können, ist, dass sie das Geschehene in ihre Biografie integrieren. Es hilft, wenn sie sagen können: «Das ist jetzt ein Teil meines Lebens und ich probiere, das Beste daraus zu machen.» Eine Krise kann auch ein produktiver Prozess sein. Wenn ich etwas daraus lernen kann, dann wache ich an der Krise. Am Elternabend habe ich zu den Eltern etwas provokativ gesagt: Das Beste, was man machen kann, ist, den Kindern einen Haufen Probleme in die Wiege zu legen – salopp ausgedrückt. Nicht so viel, dass sie daran zerbrechen, aber doch genug, dass sie daran wachsen können. Dieser Aspekt kommt bei mir als Mediator oft zum Tragen. Die Probleme sind da, sie lassen sich nicht wegheben. Wir dürfen nicht den Eindruck erwecken, dass man zu uns

kommen kann und die Probleme lösen sich in Luft auf. Damit würde eine ganz falsche Erwartungshaltung geweckt.

Wie lange dauert eine Begleitung durch den Mediator?

Christophe Myter: Das ist von Fall zu Fall unterschiedlich. Häufig ist es ein Prozess. Es ist nicht so, dass der Betreffende bei mir vorbeischaute und meine Zeit 45 Minuten in Anspruch nimmt, und dann ist die Sache erledigt und das Problem gelöst. Vielmehr ist es oft eine Begleitung über Tage, Wochen, Monate. Es kann sein, dass man eine Zeit lang nichts mehr hört, dann kommt mal wieder eine Wortmeldung oder ein Mail. Wir laufen den Leuten nicht hinterher. Sie haben die Wahl. Wir sind da, wenn sie uns brauchen – und falls sie uns nicht mehr brauchen – auch gut.

Zu den Lösungsansätzen: Kann das auch heissen, dass man der Schülerin oder dem Schüler auch vorschlägt, sich Aktivitäten zuzuwenden, die seine Persönlichkeit formen. Musische oder sportliche Betätigung zum Beispiel?

Christophe Myter: Eine der ersten Fragen, die ich bei einem Gespräch stelle, ist: «Was machst du sonst noch neben der Schule?» Es gilt auch abzuwägen, ob die ausserschulischen Aktivitäten eine zu grosse Belastung darstellen oder förderlich für den Ausgleich zur Schule sind. Man muss sich ja nicht nur immer im System Schule bewegen, sondern auch einmal rauskommen und andere Sachen in den Blickwinkel bekommen. Das ist sicher ein guter Ansatz. Ich kann von meiner Erfahrung als Leiter der Spirit Rock Band reden. Dort sind klassenübergreifend Schüler aus der 1. bis zur 5. Klasse versammelt. Da gibt es auch Probleme, Neid zum Teil. Alle können nicht gleichzeitig spielen – aber die Regeln sind klar. Das ist eine echte Lebensschule. Man muss warten, bis man an die Reihe kommt, bis man fit für den Auftritt ist. Viele haben aber heute diese Geduld nicht mehr. Sie wollen alles, und zwar sofort. Denen muss man erklären, dass sie warten müssen, bis ihre Zeit kommt. Die Spirit Rock Band ist ein gutes Beispiel, wie man zusammen auf ein Ziel hin arbeitet und Geduld sowie Solidarität unter Beweis stellt.

Die Klasse als solche ist weniger homogen als früher

Elisabeth McGarrity

Wie sieht es auf der spirituellen, der sinngebenden Ebene aus? Lassen sich die Jugendlichen hier ansprechen, fahren sie darauf ab?

Gerd Dönni: Darauf «abfahren» ist vielleicht zu viel gesagt. Junge Leute sind wie fein eingestellte Seismografen. Sie spüren gut, was in der Gesellschaft – auch untergründig – läuft. Noch vor einem Jahr hatten wir bei Gottesdiensten fast leere Kirchen. In letzter Zeit hat sich das geradezu umgedreht. Ob das vielleicht mit Finanzkrise, mit wirtschaftlicher Unsicherheit oder mit Umweltproblematik zu tun hat, kann ich nicht beurteilen. Aber vielleicht beschleicht die Jugendlichen das Gefühl, dass der Boden, auf dem sie stehen, doch nicht so fest ist. Junge Leute suchen vielleicht eine Institution, die fest verankert ist, die Rituale und Halt bietet. Das ist bei Familien immer seltener der Fall. Nur als Beispiel: Bei vielen Familien gibt es keine Advents- oder Weihnachtsrituale. Gerade die Kirchen verfügen über vielerlei Rituale, die Geborgenheit und Gemeinschaftssinn vermitteln. Als Fazit: Die Nachfrage nach Spiritualität ist nicht der grosse Renner, aber ich denke, dass sie schon gefragter ist als noch vor zehn Jahren.



Christophe Myter: «Viele Jugendliche wollen alles, und zwar sofort.»

Also sucht der «vereinsamte Einzelne in der Masse» gerade im Gemeinschaftserlebnis Hilfe?

Christophe Myter: Ja, das ist eine Lösung, die existiert. Die Gefässe gibt es und sie werden genutzt.

Der Klassenverband übernimmt doch auch eine wichtige Gemeinschaftsfunktion: Stichwort Klassengeist, Zusammenhalt, Klassenfest, Maturareise etc.

Elisabeth McGarrity: Heutzutage ist dieser Zusammenhalt weniger stark ausgeprägt. Das Schulsystem ist ein anderes: Es gibt Schwerpunktfächer, es gibt Ergänzungsfächer und Wahlfächer. Die Klasse als solche ist weniger oft zusammen. Sie ist weniger homogen als früher. Es gibt nicht mehr eine Klasse, die das ganze Jahr in jeder Stunde in gleicher Zusammensetzung zusammen ist. Das mag ein Grund sein.

Gerd Dönni: Ein Beispiel: Als wir Schüler am Kollegium waren, war es undenkbar, dass nicht die ganze Klasse zusammen auf die Maturareise geht. Seit sechs, sieben Jahren gibt es praktisch keine einzige Klasse, die als gesamter Verband auf Maturareise geht. In manchen Klassen geht vielleicht noch die Hälfte der Schüler – früher war das undenkbar. Der Klassengeist ist nicht mehr so stark vorhanden – leider. In der Pädagogik hat man in den letzten zehn Jahren den Gedanken «Wir und unsere Schule» forciert. Man ist abgekommen von «Ich und meine Klasse». Vielleicht sollte man dem Letzteren wieder vermehrt Gewicht verleihen. Dann wären auch die Loyalität und das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Schülern grösser. «Wir und unsere Schule» – das verliert sich gerne.

Kommen wir auf die Leistung zurück. Ich nehme nicht an, dass junge Leute heute weniger leistungsfähig sind oder weniger aufnahmefähig. Im Gegenteil: Junge Leute müssen heute doch mehr Stoff bewältigen als früher. Stimmt diese Vermutung?

Elisabeth McGarrity: Sie müssen nicht unbedingt mehr bewältigen, aber sie müssen es anders bewältigen.

Inwiefern?

Elisabeth McGarrity: Weniger tief in die Materie tauchen. Sie müssen sehr viel flexibler sein, habe ich das Gefühl. Oberflächlicher vielleicht...

Können sie sich denn noch ausdauernd mit etwas beschäftigen, sich in eine Thematik verbeissen?

Gerd Dönni: Die jungen Leute sind unglaublich schnell. Multitasking! Das können sie fantastisch: The «three minute kids». Aber beißen, wirklich graben, suchen – das ist eine Schwierigkeit. Wobei man nicht verallgemeinern sollte. Es gibt natürlich auch Schüler, die das gut können,

aber deren Zahl hat im Vergleich zu früher eher abgenommen.

Sind die heutigen Jugendlichen nicht egoistischer als frühere Generationen?

Christophe Myter: Es ist schwierig, eine solche allgemeine Frage zu beantworten. Egoismus würde ich nicht feststellen wollen – eher eine Ungeduld. «Warum müssen wir warten, warum können wir das nicht sofort machen», das ist vielmehr das Thema. Man muss ihnen öfters den Weg aufzeigen, den es abzuschreiten gilt, ohne überhastet vorzugehen.

Gerd Dönni: Wenn ein gewisser Leistungsdruck da ist, können egoistische Tendenzen zum Vorschein kommen – aber das war früher genauso. Da gibt es keine Unterschiede zu heute.

Sie verfügen alle über eine Ausbildung zum Mediator. Handeln Sie nach bestimmten Methoden? Gibt es Problemlösungsstrategien?

Christophe Myter: Jeder, der Hilfe sucht, ist anders. Das muss man berücksichtigen. Sich auf die Leute einlassen ist fundamental. Mit der Zeit hilft natürlich die Erfahrung.

Gerd Dönni: Ressourcenanalyse: Wo sind sie gut, wo haben sie Ressourcen, die sie zu ihrem Vorteil einsetzen können. Zuhören kann auch eine Strategie sein. Das tönt zwar zynisch, aber manchmal sind die Leute noch nicht bereit, grundsätzliche Änderungen vorzunehmen, weil der Leidensdruck noch nicht genug gross ist. Auch das kann eine Strategie sein. Meine Erfahrung ist dabei, dass vor allem die jungen Männer häufig nicht mit dem wirklichen Problem rüberkommen. Man bewegt sich zunächst auf einem unbedeutenden Nebenschauplatz, unterhält sich über Sachen, bei denen man nicht so schnell das Gesicht verliert – erst mit der Zeit erspürt man, wo das eigentliche Problem liegt. Das braucht Geduld.

Das tönt nach viel Aufwand. Ist der quantifizierbar?

Christophe Myter: Der ist nicht quantifizierbar. Meine Antwort ist einfach: Als Mediator bin ich jeden Tag damit konfrontiert. Aber nicht jeden Tag eine Dreiviertelstunde. Häufig sind es kleine Gespräche am Kollegium. Aber es kann auch sein, dass ich ausserhalb der Klassenzimmer als Mediator im Einsatz bin – wenn ich beispielsweise mit Eltern zusammensitze. Und ja – das ist mit Aufwand verbunden. Dafür haben wir eine Entlastung von einer Wochenstunde. Aber wir machen unsere Arbeit als Mediator nicht nur in dieser einen Stunde, sondern tagsüber, abends, am Wochenende, während der Schulferien, während der Sommerferien. Bei Schluß hören die Probleme ja nicht auf. Es gibt Fälle, die sich über mehrere Jahre hinziehen!

Verliert man da nicht den Überblick? Gibt es beim Kri-

senmanagement Leistungsvereinbarungen oder Erfolgskontrollen mit und für den Schüler?

Elisabeth McGarrity: Wie strukturiert man vorgeht, ist von Fall zu Fall verschieden. Bei langwierigen und schwierigen Fällen braucht es ganz klar eine Struktur in der Auseinandersetzung mit dem Schüler und seinen Sorgen. Da werden mündliche Vereinbarungen getroffen und auch nachgefragt, wie es läuft, ob Fortschritte erzielt wurden.

Gerd Dönni: Richtlinien sind wichtig, damit sich die Schülerinnen und Schüler ernst genommen fühlen. Man sollte sich nicht im Allgemeinen und Unverbindlichen bewegen. Das wollen die Leute gar nicht. Sie wollen, das man etwas von ihnen verlangt.

Wenn man Hilfe sucht, bekommt man die auch

Carmen Schwestermann

Wenn Sie bei einer Mediation feststellen, dass es wirklich dramatisch ist, gibt es dann einen «Notfallschirm»?

Gerd Dönni: Wenn es wirklich brennt, zum Beispiel bei akuter Selbstgefährdung, ist die Schweigepflicht des Mediators aufgehoben. Dann können wir Dritte informieren, seien es der Rektor, die Eltern oder falls nötig, die Polizei.

Carmen Schwestermann: Auch in Fällen von sexuellem Missbrauch müssen wir an andere Stellen gelangen. Alleingelassen wird man nie – wenn man wirklich Hilfe braucht und Hilfe holen will, dann bekommt man auch Hilfe.

Interview: Mathias Gsponer, Thomas Rieder

Die Gesprächspartner/innen

Carmen Schwestermann unterrichtet seit 10 Jahren am Kollegium Biologie und Mathematik.

Elisabeth McGarrity unterrichtet seit 13 Jahren Physik und Chemie am Kollegium.

Gerd Dönni unterrichtet seit 18 Jahren Latein und Englisch am Kollegium.

Christophe Myter unterrichtet seit 16 Jahren Französisch und Italienisch am Kollegium.

Die vier Lehrpersonen haben die Ausbildung als Mediator gemacht und sind in dieser Funktion – neben den Pensen als Fachlehrer – am Kollegium Brig tätig.



Gerd Dönni: «Es wird mehr Leistung verlangt.»